



A.L.
KENNEDY
.....
DAS BLAUE
BUCH
.....
ROMAN / HANSER



Hanser eBook

A. L. Kennedy

Das blaue Buch

Roman

Aus dem Englischen von Ingo Herzke

Carl Hanser Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel *The Blue Book* bei Jonathan Cape in
London.

ISBN 978-3-446-24066-7

© A.L. Kennedy 2011

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Carl Hanser Verlag München 2012

Umschlaggestaltung: Peter-Andreas Hassiepen,
München

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
E-Book-Konvertierung: Beltz Bad Langensalza GmbH

Unser gesamtes lieferbares Programm und viele
andere Informationen finden Sie unter [www.hanser-
literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder
folgen Sie uns auf Twitter:
www.twitter.com/hanserliteratur

Für W. F. N.

ABER HIER IST es, das Buch, das du liest.

Offensichtlich.

Dein Buch - jetzt fängt es an, es ist berührt und aufgeschlagen. Du könntest es anheben, wenn du wolltest, überlegen, ob es wohl mehr wiegt als eine Taube, oder ein Turnschuh, oder wahrscheinlich ein gutes Stück weniger als ein Laib Vollkornbrot. Diese Möglichkeiten bietet es dir.

Und natürlich schaust du es an. Deine Augen, deine Lippen sind ihm zugewandt - diese ganze Blässe, all diese Zeichen - du bist so dicht dran; wäre es ein Mensch, könntet ihr euch küssen. Das könnte unvermeidlich sein.

Du kannst dich an Zeiten erinnern, als Küssen unvermeidlich war. Du bist schließlich nicht unattraktiv: nicht, wenn die Menschen dich verstehen, wenn sie verstehen, wer du sein kannst.

Und du bist ein Leser - eindeutig - hier bist du und liest ein Buch, und dafür wurde es auch geschaffen. Es mag, wenn du es anschaust, dann erwacht es, dann hört es zu und spricht. Es wurde geschaffen, sich deiner Aufmerksamkeit zu erfreuen und sie zu erwidern: mit dem Klang, den es in dir auslöst. Es schenkt dir die Zeichen für die Gestalt der Namen der Gedanken in deinem Mund und deinem Geist, und da singen sie, hier, an dieser Stelle, wo ihr beide euch begegnet.

Und hier könntest du dir vorstellen, vielleicht sogar hervorrufen, dass das Papier erzittert, dieses unverkennbare Zurückzucken. Es bewegt sich für dich, dein Buch, und es wird dir immer alles zeigen, was es kann.

Und an dieser Stelle muss es dir den Jungen vorstellen.

Diesen Jungen.

Dieser Junge steckt mitten im Sommer 1974, er ist allein und biegt scharf von einer Kurve im Weg ab und klettert in wirren Windungen, und schon ist er hinüber und auf der Weide, sein Ziel ist bereits gesteckt.

Nein, keine *Weide*: nur struppiges Gras und Brennnesseln, deren Grün von einem langen, strapaziösen Sommer und Staub bereits ausgebleicht ist.

Es ist also einfach ein Feld - nicht mehr ganz das, was es im Frühling war.

Ein Feld mit einem lebendigen Fast-Teenager darin.

Er ist insgesamt gesehen ein gespanntes, federndes Ding, frei, aber von seiner Freiheit auch verwirrt, und es gibt keinen vorgezeichneten Weg über die Wiese, doch der Junge weiß, wo er hin will, und steuert den fernen Rand an. Schnelle Hände, schnellere Füße, Turnschuhe und ein ausgewaschenes gelbes Hemd, graubraune kurze Hose mit einer zerrissenen Tasche hinten. Seine Kleider sind gleichzeitig zu klein und zu weit, was vermuten lässt, dass er sowohl größer als

auch dünner ist als zum Zeitpunkt, da sie gekauft wurden. Er rennt, als würde er verfolgt.

Vor ihm zuckt die Luft vor Nachmittagshitze, verzerrt – das gefällt ihm. Ihm gefallen ungewisse und veränderliche Dinge – sie scheinen größere Hoffnung auf Trost und Erfolg zu versprechen. Und manchmal sind sie das einzige, was er kriegen kann, also muss er das Beste daraus machen.

Seine Schritte schlagen, trommeln, als er ein immer schnelleres Tempo einschlägt, die Fäuste bis zur Kehle hebt, den Kopf zurücklegt. Er ist so braun wie alle Kinder der Insel, dunkel von monatelangem Schwimmen, Rennen, Rudern, Klettern, von Fahrrädern und Pferden und kleinen Booten, vom Steine sammeln und Vögel beobachten und den Freuden einfacher Erschöpfung. Im Augenblick ist das Gesicht des Jungen schmal und wild. Aus der Ferne ist schwer zu sagen, ob vor Anstrengung oder Gefühlen.

Er erreicht den gegenüberliegenden Zaun, schwingt sich hinüber, leicht, fließend, schnell. Sein Körper besteht aus langen, schwierigen Gleichgewichten und Kräften, die ständige Übung erfordern: An manchen Tagen stolpert er, zerbricht Sachen, scheitert. Heute aber liegt er Kopf an Kopf mit seinem eigenen Wachstum. Morgen wird es ihn wahrscheinlich wieder überholen, in dumpfe Ungeschicklichkeit hüllen. Am Ende wird er aus fast jeder Gruppe mit Kopf und Schultern herausragen und seine Größe als

Verantwortung spüren, als potentielle Falle. Er begreift das allmählich, doch das Wissen wiegt noch leicht, und er findet Vergnügen daran, sichtbar zu sein, auserwählt, dominant. Auch sein Haar zieht Blicke auf sich - hellblond, an den Spitzen derzeit fast weiß, ein Salzweiß, das sich zur Kopfhaut hin honiggelb verdunkelt. Er ist nicht unattraktiv, doch er wird sich immer nur für passabel halten, als ginge er gerade so durch. Das wird oft charmant wirken.

Er nimmt den einzig möglichen Pfad voran - ein schmaler Weg zwischen hohen Schlehdornhecken, wie der Eingang eines Irrgartens. Er versteckt sich gern im Summen der Bienen, im Flattern der Heckenbraunellen und Zaunkönige, der flüchtigen Lebensformen. Seine Füße rennen mitten auf dem Weg, wo der kurzgeschnittene Rasen sich senkt, als würde er gebeugt, unter seinem besonderen Gewicht hingestreckt. Bäume greifen aus und beschatten ihn. Mit dem Grün über und unter sich könnte er in einem Tunnel laufen, in irgendein Geheimnis hineinschießen, es entschlüsseln. Und der Tunnel führt abwärts, schräg nach unten, bis er am Rand der Klippe zurückschreckt und sich zu einer plötzlichen Kurve biegt, dann über einen steilen Hang hin und her zieht, irgendwie geduckt weiterstürzt, sich so weit es geht vor drohenden Winden und dem Blick der strahlenden See verbirgt.

Von hier an ist der Tunnel nicht mehr durchgehend: Gelegentlich springt der Junge im Freien, über gelbbraune nackte Felsen, springt neben Abbruchkanten und Lücken und dem breiten Gleißern des Meereslichts. Manchmal verschränken sich die Äste wieder über ihm, drücken feuchte Luft, Spinnweben, Brombeerranken auf ihn herab – sie berühren ihn wie Musik, sie streicheln, bleiben hängen, pieksen. In seinem Inneren lebt vor allem Musik, er hat den Eindruck, dass er davon erschauert und erglüht, so viele herrliche Einzelheiten: Namen und Liedzeilen, Begleittexte, Songtitel, Illustrationen, rätselhaft wichtige Anekdoten. An den besten Tagen ist er so erschüttert von der Musik, dass er hilflos lächeln muss.

Nur einmal bleibt der Junge im Knick einer nackten Kurve stehen, geschüttelt von seinem eigenen Atem, beugt sich vor, um seine Knie zu berühren, starrt auf heulende, wankend machende Blau des Wassers. Er spürt dessen Atem aufsteigen und ihn streifen, sieht sein weißes Nagen und Kratzen an den Felsen, und die Naht, wo es sich unter den Himmel schmiegt. Das Blau starrt zurück, schießt durch ihn hindurch und auf der anderen Seite wieder heraus. Der Junge spürt, dass er dem Blau egal ist, dass es nur ein schreckliches, hungriges Glitzern ist.

Und dann greifen seine Absichten wieder nach ihm, drängen und schieben, das Gras unter seinen Füßen fällt steiler ab, stürzt in einen letzten Abhang, ein

Anlass, die Kontrolle zu verlieren, ehe er die Kante erreicht: den Metallpfosten, das erste der befestigten Seile. Fast grinst er.

Absteigen ist schwierig – er hat gelernt, dass hinaufklettern viel leichter ist. Hier kann er nicht sehen, wo seine Zehen hintreten und sich abstoßen, muss den schwingenden Körper beherrschen, ein Seil nach dem anderen, von Pfahl zu Pfahl fädeln sie sich durch die Kurven des Weges und schlängeln ihn nach unten. Er trägt sein eigenes Gewicht sicher, seine Hände sind geschickt an den dicken, steifen Strängen. Er mag die Anstrengung, den Schweiß, wünscht sich mehr davon, wünscht sich aufgerissene Hände und Blut, die Probe eines Sturzes.

Unter ihm liegt der Pott: eine winzige Bucht hinter einer hohen, umschließenden Wand, der Boden mit einem braungrauen Steinchaos bedeckt. Der Junge macht seinen letzten Schwung, löst das Seil und lässt die Füße mit knirschendem Klacken zwischen Trümmern und kaltem Widerhall landen. Hier herrscht das Gefühl einer vorübergehenden Abwesenheit, einer Macht, die zurückkehren und überwältigen wird. Der Junge spürt, wie seine Schienbeine vor Aufregung kribbeln, und wünscht, er könne die Furcht richtig auskosten, an sie glauben und sich von ihren Möglichkeiten mitreißen lassen. Er nimmt die Stirnseiten der flacheren Felsbrocken als Trittsteine und hält auf einen Bogengang zu seiner Linken zu.

Früher einmal, nimmt er an, muss der Pott wirklich ein Topf gewesen sein, ein runder kleiner Raum, geschützt vor den Gezeiten, doch die Beschaffenheit der Insel ist niemals verlässlich. Die ganze Insel hat sich in Durchgänge, Erdrutsche, Höhlen, Kamine zerrissen. Und vor langer Zeit haben Bergarbeiter ihr Werk getan: Er stellt sie sich vor, importierte Fremde mit von Kerzen beleuchteten Fähigkeiten, grimmig grabend zwischen *Magnetit*, *Hämatit*, *Sphalerit*, *Bornit* – der Junge hält die Reime unter der Zunge warm wie einen Zauberspruch. Gern flüstert er die musikalischen Komplikationen wie *kristallines Pyrit* oder *Hornblendegneis*. Er gehört zur Insel, weil er ihre Knochen beim Namen nennen kann. Doch sie ist unverzeihlich zart und zerbrechlich: Selbst die granitene Landspitzen scheinen von einem schrecklichen, vorzeitlichen Aufprall zerschmettert. Sie wirken wie schreckensstarre, schwere Haufen, nicht wie Teile der Landschaft.

Und auch die halbmeterdicken Schutzwälle des Potts sind durchstoßen: Ein dunkler, geschmeidiger Gang führt an einer Bruchlinie entlang und lässt das Hochwasser herein. Und den Jungen hinaus. Er krabbelt zur einen Seite eines riesigen gestürzten Brockens, drückt sich zwischen Steine, geglättet zu Konturen, die einem seltsamen Lebewesen gehören könnten. Über ihm die angenehme Bedrohung weiterer Verwerfungen, plötzlicher Stürze – vor ihm

Sonnenwärme auf Oberflächen, das Schaben der Napfschnecken und ein kleines Stück Küste, das sein ist: In seinem Herzen gehört es ihm, sollte ihm gehören, wird für immer sein bleiben. Das war die einzige Sicherheit, die er wollte. Es wird nur eine andere geben, die er jemals wollen wird.

Daheim im Häuschen wird seine Mutter noch beim Packen sein. Sie ist zwar sehr ans Umziehen gewöhnt, doch wird sie Stunden brauchen, ihre Taschen zu füllen und wieder zu leeren, alles neu zu ordnen und wieder von vorn zu beginnen. Der Junge hat ihr gesagt, dass er sich um seine eigenen Sachen selbst kümmern wird. Wie immer.

An diesem Nachmittag liegt er zwischen den niedrigsten Felsen auf dem Rücken, schiebt und ruckelt, bis die Steine ihn richtig drücken und stechen. Hier warten Pfeiler und Throne auf ihn, Granitplattformen heben ihn in die Höhe, damit er beobachten kann, er wird es aber heute nicht tun. Er schließt die Augen und lässt das tobende Tageslicht durch die Lider bluten, der Gestank der See schließt sich schon eng um ihn, fast böse – sie hat das seltsam blanke, heißmetallische Aroma von ihm selbst, wenn er etwas Schlimmes tut, seiner selbst am Anfang der Erregung, am Anfang seiner ganzen, rot glänzenden Lebensration Sex. Um ehrlich zu sein, ist es der Duft, der schon jenseits des Anfangs kommt, wenn er sich im

Neuen des Begehrens verliert, in verschwommenem Verlangen und anschwellenden Ängsten.

Doch heute geht es um etwas anderes – nicht ums Angsthaben, nicht ums Körpersein, nicht darum, mit all dem fertigzuwerden.

Der Junge schluckt und hält inne und öffnet die Lippen, und dann ist er zornig. Er ist rasend.

Endlich.

Endlich ist er außer sich. Er wütet.

Und er ist außerdem entschlossen, dass er nicht traurig sein wird, oder verletzt, oder gespalten, oder sonstwie beschädigt, auf eine verwirrende Weise, die sich in seinem Magen, in seiner Lunge, in seinem Gesicht festsetzt – vor allem aber in seinem Bauch, in diesem geleerten Raum, wo er einen Magen hatte. Solche Gefühle wären schlecht, also ist er stattdessen vollkommen und hoffnungslos wütend. Er krallt die Finger in die Kiesel und die körnige Feuchtigkeit, und er wird niemals weinen, wird nie der Junge sein, der hier weg muss und nie zurückkehren wird, der dies verlieren wird und sich daran erinnern muss, wird nie der Junge sein, der so dumm war, dies in sich hineinzulassen und zu lieben, der Pläne machte.

Stattdessen wird er der Junge sein, der an den Seilen in sein Geheimnis hinunterklettert, an diesen vollkommenen Ort, und der dafür sorgt, dass er anders wird, bevor alles sich ändert. Er hat beschlossen, jemand anders zu werden. Er wird hier liegen bleiben,

bis er schneller wird als der Tod, bis er nur noch Geschwindigkeit ist. Er wird seine Zukunft so machtvoll herbeirufen, dass sie die Klippen in Augenblicken verwittern wird, die Kristalle schmelzen, die Schichten erschüttern, bis sie brechen. Der Tag, an dem er vom Hafen aufs Schiff steigen wird, der Tag, an dem er schon wieder zu einer neuen Schule gehen wird, der Tag, an dem er die Kleider seiner Mutter zusammenlegt, seine Mutter wegräumt und bemerkt, dass er die ganze Zeit nur daran denkt, ob er sich ein Sandwich machen soll, wenn er fertig ist – diese Zeiten werden an ihm vorübergezogen sein, ihn kaum berührt haben, und er wird umstandslos älter geworden sein, es wird ihm gutgehen. Ehe er aufsteht und den Sand von seinem erwachsenen Ich wischt, wird er Kräfte gesammelt haben, Fähigkeiten und Würde – er wird ein Mann sein, und vollkommen.

Das ist sein Wunsch. Er glaubt so fest daran, dass seine Arme zittern und ihm schlecht wird, und wenn die Welt gerecht wäre, so würde er für seine Mühe belohnt.

Der Atem des Jungen wird schneller, flach, verletzt und animalisch. Er runzelt die Stirn. Sandmücken wippen und bilden Wolken, geschlossene Anemonen leuchten wie Blutklumpen in schattigen Spalten, die ganze Küstenlinie brodeln sanft und gedankenlos. Er grübelt weiter, lehnt sich gegen die Natur, sie soll nachgeben.

Eine Stunde vergeht, mehr.

Der Junge macht weiter. Er ist ein entschlossener Mensch.

Doch am Ende ist er müde und durstig und unverändert, der Abend kommt und mit ihm die Flut, und weil er nicht ertrinken will, zwingt sich der Junge zurück in den Pott und bleibt eine Weile dort stehen, wo die späte Sonne ins Geröll fingert, und er stemmt seine Füße in den Boden und schreit dann seinen Namen. Er kreischt ihn. Er will, dass das Wort irgendwo hängen bleibt und einen Fleck hinterlässt, sich für spätere Zeiten dort versteckt wie ein Zauber. Dann greift er nach dem Seil und zieht seinen Körper nach oben.

Er wusste, seine Vorhaben würden scheitern, doch sie waren alles, was er hatte.

In einem jedoch hatte er recht - hinaufklettern ist viel leichter.

SPÄTER, MEHR ALS dreißig Jahre später, warten ein Mann und eine Frau darauf, an Bord eines Schiffs zu gehen – eines Ozeandampfers, um genau zu sein. Sie stehen in einer freundlich murmelnden und allgemein gut gekleideten Schlange und verspüren milde Enttäuschung. Sie hatten erwartet und nur halb im Scherz darüber gesprochen, wie sie vorm Einschiffen im geschäftigen Treiben am Kai stehen würden: Schauerleute, die Überseekoffer durch die saubere Seeluft schlepten, andere Paare, die in handgefertigten Schuhen flott hölzerne Gangways hinaufschritten und winkten.

Die Frau hat Haare wie ihr Vater: dick und schwarz, mit unlogischen Lockenwirbeln. Sie wünschte, es wäre nicht so. Außerdem hat sie mehr oder weniger die Figur ihrer Mutter geerbt, so dass sie zu Schulzeiten etwas pummelig war und sich vorstellt, nachdem sie in ihren Zwanzigern und Dreißigern als kurvenreich statt mollig durchgehen konnte, dass sie in den Vierzigern, wenn ihr Stoffwechsel sich verlangsamt, verstärkt zu formlosen Strickwaren und Hosen mit elastischem Bund aus dem Versandkatalog gezwungen sein wird. Sie nimmt nicht an, dass sie das genießen wird, doch sie muss zugeben, dass sie bisher das Beste draus gemacht hat. Ihr voller Name lautet Elizabeth Caroline Barber, und sie denkt – *ich hätte direkt Lust, ein wenig zu winken. Ich habe allerdings keine Ahnung, zu wem wir winken sollten. Oder wem wir zuwinken sollten.*

*Wenn man Schlange steht, um an Bord eines Ozeandampfers zu gehen, spürt man irgendwie den Drang, grammatikalisch korrekt zu sein ... es ist niemand an Land, dem wir zuwinken **könnten**. Außer den Schauerleuten - und ich weiß nicht, ob ich denen zuwinken sollte - schmierige Mützen und K.O.-Drinks in Hafenkneipen mit Humphrey Bogart, so sind doch Schauerleute.*

Glaube ich.

Aber eigentlich gibt es den Beruf gar nicht mehr, oder? Oder es gibt ihn noch, aber nicht mehr in Großbritannien, weil wir keine Docks mehr haben, nicht mehr so richtig. Gibt es noch Gepäckträger am Kai? Gibt es hier überhaupt noch richtige Arbeitsplätze? Für die man eine Ausbildung braucht, für die es richtige Berufsbezeichnungen gibt, und spezielle Kopfbedeckungen? Mein Gott, als ich klein war, hatte sogar der Postbote noch eine Uniform - jetzt sieht er aus wie der Mann, der den Postboten überfallen und seinen Sack geklaut hat. Dabei hat er überhaupt gar keinen Sack mehr.

Das lustige Postbotenrennen zu Weihnachten, mit vollen Säcken - früher haben sie davon immer was im Fernsehen gezeigt - so als heitere Schlussmeldung in den Nachrichten. Oder habe ich mir das ausgedacht? Ich bin ziemlich sicher, dass so etwas stattgefunden hat. Ein Ausdruck briefträgerischen Stolzes - irgendwie dienstbar und verschwitzt, aber dennoch stolz ...

Wird das jetzt so werden? Ich gehe an Bord und werde immer nostalgischer, dann voreingenommen, dann fürchte ich jede Veränderung und werde schließlich reaktionär? Fröhlich fixiert auf Todes- und Prügelstrafe, Straflager für ausländische Übeltäter, Sterilisationen für Arme und/oder Dumme?

Das kommt, weil ich genervt bin.

Genervt ist kaum zu unterscheiden von reaktionär.

*Korrektur: Genervt **in einer Schlange** ist kaum von reaktionär zu unterscheiden. Diese Art von unangenehm unterdrücktem Zorn und Überdruß bricht sich nicht Bahn im Feiern der brüderlichen Gemeinsamkeit aller und der allgemein menschlichen Erfahrung - nicht wenn alle einem im Weg stehen und man von jedem anderen menschlichen Wesen unvergleichlich angepisst ist.*

Hätte der Staatssozialismus mehr Vernunft besessen, hätte er nicht diese ganzen Schlangen zugelassen - das hat ihm auf lange Sicht das Genick gebrochen - alle verfluchte Faschisten geworden, ehe sie ihre hundert Gramm Brot gekriegt haben. Könnte ich mir vorstellen.

*Natürlich kommt mir Sozialismus in den Sinn, weil ich mich dadurch noch unbehaglicher fühle, obwohl mir doch schon, könnte man sagen, außerordentlich bewusst ist, dass mir allein das Betrachten dieses Luxusdampfers - aus der Ferne - ein leicht schmutziges, irgendwie **falsches** Gefühl gibt.*

Hinter uns wird das Land in Stücke gehackt und als Braten verkauft, und uns ist das offenkundig egal – wir schiffen uns ein und fahren einfach davon.

Schlechtes Gewissen. Das kriege ich davon. Fühle mich langsam ganz klebrig.

Oder nicht langsam – könnte mir schon eine Weile so gehen.

Geht mir schon eine Weile so.

Ich möchte mich waschen. Mich hinlegen und mich waschen und mich dann wieder hinlegen. Und dann wieder waschen.

Und natürlich bin ich an dieser Stelle ganz undemokratisch verärgert über den völligen Mangel an Luxus – billiger Teppich, Fertigwände, grau klingende Lautsprecherdurchsagen, die sich auf technische/nautische Schwierigkeiten und Verspätungen beziehen – die beunruhigend sein könnten oder auch nicht: Ich verstehe kein Wort davon – und eine Reihe irgendwie schäbiger Abfertigungsschalter, hinter denen uniformierte Frauen sehr langsam so gut wie nichts tun.

*Warum sind wir **hier**? Wir sind doch keine **Kreuzfahrttypen**. Keine Typen für **Ringewerfen und Gin Slings und Rubberbridge**. Oder solche, die **mit hoher Geschwindigkeit und optionaler Erläuterung an Denkmälern vorbeigefahren werden**. Keine Typen für **heute Abend findet im Galaxy Room die Mottodisco zum Jahr 1974 statt**.*

Wir werden uns nicht im Rauschzustand tätowieren lassen oder marokkanische Knaben kaufen oder reiche Tanten über die Reling stoßen, und wir werden – hoffentlich – nicht bei einer unerfreulichen, aber geschichtsträchtigen mittelatlantischen Havarie ums Leben kommen.

Warum sind wir hier?

Warum bin ich hier?

Warum bin ich mit Derek hier?

Warum ist Derek mit mir hier?

Warum stehen wir in einer reglosen Schlange, die uns im besten Fall in einen Aufenthaltsraum leitet, in dem unspektakuläre Automaten herumstehen, und eine Frau, die anscheinend Tee und erschreckend kümmerliche Sandwiches feilbietet. Vielleicht hat sie auch Kekse, das kann ich von hier aus nicht sehen.

Immerhin gibt es Toiletten.

Momentan noch außer Reichweite, aber gut zu wissen, dass dafür gesorgt wurde.

Dahinten.

Wo wir nichts mit ihnen anfangen können.

Natürlich könnte ich rasch weghuschen und mich erleichtern, wenn ich müsste, auch wenn es Derek vielleicht nicht gefiele – dass ich ihn allein lasse.

Er hat so eine Laune.

Hat nichts gesagt, braucht er auch nicht, in solcher Laune spricht er nicht. Seine miese Stimmung erklärt

*sich von selbst durch sein mächtig schweres
Schweigen.*

*Doch auch ohne sich des Mediums Sprache zu
bedienen, macht er deutlich, dass er nicht von
unfassbar Uralten umgeben sein möchte, die über ihre
Pillen jammern, und über ihr Gepäck und über ihre
Füße, oder die – sollten sie wie durch ein Wunder
tatsächlich abgefertigt worden sein – zwischen der
Teefrau und den Toiletten hin und her schlurfen,
Sandwiches mümmeln und offenbar kurz vor ihrem
letzten Seufzer stehen.*

*Wir sind mit Abstand das jüngste Paar hier. Wir sind
auch das größte. Derek ist jedenfalls der größte Mann.
Gerade so. Kein Zweifel, sollte er – wie unsere
Schlangennachbarn – 180 Jahre alt werden, so dürften
auch seine Wirbel zu Staub und Schmerz zerfallen und
er ein Stück kleiner sein, oder zusammengekrümmt wie
der Kerl da drüben, der praktisch, Herrgott noch mal,
durch die eigenen Beine hindurch auf sein Leben
zurückschaut. Das ist doch sicher noch nicht da
gewesen. Andererseits, wer möchte in seinem Alter
noch nach vorn schauen müssen?*

Vor Elizabeth zieht Derek den Kopf ein, die Schultern
hoch und reibt eine Hand ins Haar, kämmt es durch.

Schmutzigblond.

Und sie erinnert sich, wie sie heute Morgen auf der
Seite lag, gerade erwacht, noch sacht in ihr Selbst
zurückfindend und verwirrt von einem Gedanken, von

der Vorstellung des Haltens – sie hatte das ganz und gar deutliche Gefühl, den Arm um warme, atmende Rippen, eine schlanke Brust gelegt zu haben – ein Traum davon, wie sie sich dicht an die Krümmung seines Rückgrats schmiegte. Doch sie hielt niemanden im Arm.

Hypnopompische Halluzinationen. Nicht ungewöhnlich. Könnte mit Stress zusammenhängen.

Ich habe Stress.

Sogar beträchtlichen Stress.

Eine lange Wirbelsäule, deutlich artikuliert, und dann hatte sich der Traum geschlossen und sie ihn vermisst.

Albern.

Mehr als albern – ziemlich viel mehr als das.

Mehr als albern ist im Moment das Allerbeste, was ich aufbringen kann.

Derek war schon aufgestanden und in der Hoteldusche herumgepoltert, zum Waschbecken getrottet, hatte sich die Zähne geputzt, ausgespuckt, sich geräuspert, sich rasiert, vergessen und dann doch nicht vergessen, sich zu kämmen. Er hatte sich ausgefertigt gemacht, während Beth still mit einer heißen Illusion zurückgeblieben war, die sie eindrucklich und überzeugend fand.

Später im Taxi hatte sie seine Hand gehalten, als sie zum Dock aufgebrochen waren. Sie hatte seine Fingerknöchel gefühlt, hatte einen kleinen Stoß Nervosität verspürt, als die bleiche Seitenwand des

Schiffes näher kam, ein immer höherer Klotz – wie ein Gebäude, viel zu groß, um schwimmen zu können.

Aber es wird. Darauf vertraue ich voll und ganz. Riesenschiff für einen Riesenozean, das ist kein Problem.

Und wir mussten ja auch nicht mal dafür bezahlen. Dies ist ein – wie würde man das nennen? – ein warmer Regen. Ein womöglich glücklicher Zufall.

Andererseits gibt es nichts umsonst, auch keine Kreuzfahrt. Das ist zwar keine verbreitete Redensart, könnte aber eine werden – passt vielleicht auch ganz gut ...

*Wir machen allerdings gar keine Kreuzfahrt, man kann es ehrlicherweise nicht so nennen. Es handelt sich um **Passagiertransport** – von Southampton nach New York – wie eine Busfahrt.*

Na ja, nicht direkt eine Busfahrt.

Eher so, als bekäme man beigebracht, das romantische Potential von Tee um vier und Kabinenstewards und Sonnenuntergängen überm Heck vor dem frühen Schlafengehen schätzen zu lernen.

Sonnenuntergänge überm Bug. Wir fahren Richtung Westen – also überm Bug. Wo man ungeschützt vom Wind gepeitscht und erfrieren würde. Nicht sehr romantisch.

Also nur frühes Schlafengehen.

Als würde man mitten in einem gigantischen Katastrophenfilm mit einem Ensemble von so gut wie

Toten bereitwillig bewusstlos werden.

Herrgott, ich weiß nicht, wieso ich mir das antue.

Ich weiß es einfach nicht.

»Langweilig, nicht wahr? Oder vielleicht weniger langweilig als vielmehr *beunruhigend*. Also, *ich* bin jedenfalls beunruhigt ... Für alle anderen kann ich nicht sprechen. Entschuldigung ...« Das ist der Mann, der in der Schlange hinter ihr gelandet ist.

Hinter ihm steht die spröde Dame mit dem aggressiven Schmuck – die Elizabeth als still trinkende Witwe eingeordnet hat und die wahrhaftig von jemandem begleitet wird, den man früher womöglich einen Begleiter genannt hätte.

Ich wette, sie wird sich noch als laute Trinkerin erweisen.

Elizabeth fängt an, Hypothesen über viele ihrer ziemlich baldigen Mitpassagiere aufzustellen.

Über den Mann hat sie keine Theorie. Er scheint nichts Besonderes zu sein. Er hat eine Hand in der Hosentasche, und wenn er mit Gepäck reist, muss er es bereits zum Verladen gegeben haben, denn außer einem dunkelbraunen Mantel trägt er nichts bei sich. Es ist ein bemerkenswert guter Mantel, auch wenn er ihm nichts zu bedeuten scheint, denn er trägt ihn achtlos gefaltet über dem Arm.

Er wird zerknittern.

Und wenn sie sein Gepäck verlieren, wird es ihm leidtun.

Nein. Nein, wird es nicht.

Sein Anzug ist zwar schlecht gepflegt, doch er sitzt verdächtig gut.

Für ihn gemacht.

Wenn sie sein Gepäck verlieren, würde er sich neues kaufen. Es gibt nichts, was er nicht ersetzen könnte.

Würde ich jedenfalls schätzen.

Auch wenn sie weiß, das ist nicht fair, findet sie es in gewisser Weise verabscheuungswürdig, wenn ein Mensch seinen Besitz nicht zu schätzen weiß, seine Kleider nicht braucht.

Sollte das der Fall sein. Ich beurteile das Buch nach seinem Umschlag - man sollte niemanden nach seinem Äußeren beurteilen.

»Ich bitte um Entschuldigung. Vielleicht wollten Sie gar nicht reden.«

»Was?« Sie will nicht unhöflich wirken. Zu einem Fremden *Was?* zu sagen würde so gut wie jeder als unhöflich betrachten. Jemanden zu ignorieren, wenn er einen anspricht, und sich stattdessen Gedanken über ihn zu machen, ist auch unhöflich. »Ähm ...« Und es noch einmal zu tun, wäre noch unhöflicher. »Tut mir leid.« Ob man ihn kennt oder nicht.

»Aha. Dann tut es uns also beiden leid.« Er wühlt heftig in den Taschen seines Mantels und hört dann wieder auf. Er neigt den Kopf und richtet offenbar seine gesamte Aufmerksamkeit auf die Kuhle an ihrem Schlüsselbein. An diese richtet er sehr ernst das Wort.

»Ich ... allein, verstehen Sie. Lange Reise vor mir ... nicht so unglaublich lang, und es gibt Kino, Shows, Unterhaltung ... wahrscheinlich in Wirklichkeit viel zu viel los, um alles mitzukriegen, *unangenehme Anzahl* von Möglichkeiten - aber vertraute Gesichter ...« Er bricht ab und schaut an ihr vorbei, als suche er nach etwas Beunruhigendem, was sich schnell bewegt. Er ist so bleich, dass man an Zerbrechlichkeit, Krankheit denkt. Er seufzt: »Gelegentlich gibt es Momente - *wird es*, ich bitte um Verzeihung, Momente geben, wenn man gern plaudern würde - wenn *ich* gern würde. Abgesehen von *diesem* Moment natürlich, der *quälend* ist - aber eigentlich gar keine Zeitspanne, eher etwas Festes, vielleicht Flüssiges, das *durchquert werden muss*. Aber wahrscheinlich *wollen* Sie gar nicht plaudern, und daher ist alles, was ich gesagt habe ... *irrelevant*.« Der Mann zwinkert, überlegt. »Oder vielleicht ... ist Plaudern nicht anspruchsvoll, nicht *ablenkend* genug.« Er schüttelt kurz den Kopf und macht einen Schritt auf sie zu, wobei sein linker Fuß ganz leicht nach außen schert, nicht unelegant, aber außerhalb seiner Kontrolle. Er geht, als wären seine Schuhe zu steif, oder zu schwer, oder nicht seine.

Oder als hätte er Angst. Ich würde sagen, er hat Angst. Er geht wie ein Mann auf Glas, auf Eis.

Er bleibt zögernd stehen. »Sind Sie gut in Mathe?«
»Verzeihung?«

»Mathe.« Er lächelt an ihr vorbei, richtet seinen Ausdruck sehr gezielt auf den hartnäckig stummen Rücken ihres Partners. »Arithmetik? Rechnen? Eins und eins macht zwei. Und nicht etwa elf. Oder drei. Im binären System wäre es drei – aber nicht im dezimalen, nicht in dem, das wir zu benutzen gewohnt sind. So viele Arten, so viel zu sagen. Zwei wäre das, womit wir es hier und jetzt zu tun haben.«

»Ich weiß, dass eins und eins zwei ist, ja.« Sie versucht, ruhig zu lächeln, weil das vielleicht die korrekte Antwort ist.

Als er sie direkt ansieht, bringt etwas in der Tiefe seiner Augen sie dazu, nach Dereks Hand zu greifen und ihn daran herumzuziehen, bis er neben ihr steht. Elizabeth ist nicht vollkommen überrascht, als sie das nicht entspannt. Sie scheint damit lediglich öffentlich Schwäche zu zeigen, eine Geschmacksverirrung.

Der Fremde fährt fort, konzentriert sich offenbar darauf, sich selbst in seine Worte zu zwingen, ihre Dichte zu erhöhen, und dabei doch so reglos zu bleiben, wie er kann, ohne das Sprechen einzustellen. »Was wäre dann die Zahl, die sie sich aussuchen würden – nur ein Spiel – können wir ein Spiel spielen? – eine Zahl zwischen eins und zehn – welche würden Sie wählen? – Sie sollten vielleicht gründlich darüber nachdenken, suchen, unpassende Möglichkeiten ausschließen – oder Sie könnten gleich die erste wählen, Ihre erste Wahl, die gleich richtig schien, die unmittelbare

Entscheidung. Oder Sie können es sich anders überlegen. Denn das steht jedem frei. Natürlich.«

Er könnte ein Unterhaltungskünstler sein.

Entweder sehr erfolgreich oder sehr erfolglos.

»Nein, wirklich. Machen Sie mir die Freude. Denken Sie wirklich an eine Zahl zwischen eins und zehn. Sie können nichts falsch machen. Sagen Sie mir einfach nur eine Zahl.«

Er wartet höflich.

Ein bezahlter Entertainer.

Er wartet weiter, doch ohne einen Zweifel erkennen zu lassen, dass sie ihm schließlich den Gefallen tun wird.

»Sieben.«

»Wirklich? Sieben. Sind Sie sicher?«

Bühnenkleidung und Täuschung. Eine Nummer.

Als sie es wiederholt, »Sieben«, klingt sie scharf und hat das Gefühl, einen Teil der Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie wünscht, der Mann würde weggehen.

Stattdessen lächelt er sie sehr aufmerksam an. »Und noch eine?« Er zeigt ihr geradewegs die Miene eines verständnisvollen Freundes, eines Mannes, dem sie alles sagen könnte, in jeder Weise, von dem sie vollkommen verstanden würde, ein sanfter Mann, ein Gentleman, eine Seltenheit. Er zeigt ihr ein präzises und fein abgemessenes Gefühl der Verbundenheit. Für die Spanne von drei Worten tost und flammt es, ist unvermeidbar. Es tröstet. Zu nichts anderem ist es

gemacht. Dann steckt er es weg. »Noch eine? Wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Zwei.«

»Und noch eine?«

Sie spürt Dereks Arm an ihrem lehnen, doch er sagt nichts, um ihr zu helfen. Sie ist diejenige, die spricht.

»Fünf. Nein, acht. Acht.«

»Sie machen das gut. Und jetzt kehren Sie sie um – diese Zahlen. Brauchen Sie dafür einen Zettel? Ich glaube, ich habe ein Stück Papier ...« Er widmet sich wieder eindringlich seinem Mantel und allen seinen Taschen.

»Sieben fünf acht umgekehrt ist acht fünf sieben. So viel kann ich noch im Kopf behalten.« Was gar nicht schnippisch und undankbar klang, bevor sie es sagte, hörte, doch das war es eindeutig – zweifellos ist sie eine Spielverderberin. Nein, sie wird ins Unrecht gesetzt – dabei hatte sie überhaupt nicht ums Mitspielen gebeten.

Der Mann zwinkert, bringt sich bis kurz vor ein Grinsen, verschwörerisch, charmant. »Aber Sie hatten sieben *zwei* acht gewählt ...« Er räuspert sich. »Wenn sieben *fünf* acht besser wäre ...« Wieder flackert Erheiterung in seinen Augen.

»Wäre es.«

»Schön.« Auch wenn er einen Moment die Stirn runzelt, überlegt, dann: »Nun können Sie die beiden